

Maskenzwang

Über den Schweizer Psychiater, Arzt und Schriftsteller Walter Vogt

von Detlef Grumbach

in Forum Homosexualität und Literatur 31/1998

Haben Sie ihn denn persönlich gekannt? Skeptisch betrachtet mich die weißhaarige, alte Dame auf dem Friedhof in Muri bei Bern. Ich habe Sie nach dem Grab von Walter Vogt gefragt. *Nein, das nicht*, antworte ich - und schon öffnet sich ihr Blick ein wenig. *Er war ja ein bißchen - er hat ja Drogen genommen.* - Sie schaut auf die Blumen, die sie gerade gegossen hat, scheint zu überlegen, ob sie weiterreden soll. *Aber darüber hat er ja auch geschrieben*, zieht sie sich aus der Affäre. *Das Grab ist da drüben. Sie können es gar nicht verfehlen.* - *Es ist ein Gemüsebeet mit Totenköpfen.*

*

Wer schreibt, ist verrückt“, stellt der Arzt und Schriftsteller Walter Vogt in seinem Essay „Die Schizophrenie der Kunst“ (1969) lapidar fest. Er nennt Autoren von Samuel Beckett bis Tennessee Williams und fügt beinahe kokett an: „Und wenn ich von mir selbst sprechen darf: Ich bin auch verrückt.“

Ver-rückt im wörtlichen Sinn sind die unterschiedlichen Welten, zwischen denen Vogt changierte, die ihm ein Entweder-Oder abverlangten und in denen er niemals heimisch werden konnte. Das gilt allgemein für die schweizerische bürgerliche Gesellschaft, an die er sich anpassen mußte - oder die ihn zum Außenseiter stempelte; das gilt für die hierarchischen Strukturen des Militärs - Vogt war Stabsarzt im Haupt-

mannsrang - und in der Klinik, wo er leitender Röntgenarzt war; das gilt auch für die Verhältnisse der Geschlechter, in denen Vogt seinen eindeutigen Platz nicht finden konnte. Vogt konnte sich auf keine Rolle festlegen lassen, bewegte sich außerhalb der Regeln der Macht, trug verschiedene „Masken“ und trieb auch mit ihnen, wenn sie ihm allzu sehr zur Identität wurden, sein ironisches Spiel. Er war labil, fühlte sich durch die Enge der bürgerlichen Existenz stranguliert, geriet beruflich in eine Sackgasse und wurde - er war verheiratet und hatte zwei Kinder - zunehmend von homosexuellen Wünschen bedrängt. Er mußte verrückt werden. Oder krank. Oder Schriftsteller.

Geboren wurde Walter Vogt am 31. Juli 1927 in Bern. Er wurde nur 61 Jahre alt und starb 1988. Er war Präsident der Schriftstellervereinigung "Gruppe Olten" und Vorstandsmitglied des schweizerischen PEN, Mitglied der Organisation "Ärzte gegen den Atomkrieg" und der Aids-Hilfe. Sein Werk umfaßt an Friedrich Dürrenmatt erinnernde und auch ins kafkaeske sich wendende Gesellschaftssatiren, Erzählungen und Theaterstücke; Gedichte, Aphorismen und Essays sowie die aus dem Werk hervorstechenden die Tagebuchromane "Vergessen und Erinnern", "Altern" und "Schock und Alltag". Außerdem betätigte Vogt sich als Laienprediger und Autor für Rundfunk und Fernsehen. Sich mit Worten auf die Suche nach dem verlorenen Ich begeben, mit den Mitteln des Sagens, nahe dem Wahn, an das Unsagbare rühren - das war sein Verständnis von Dichtung. „Der Gipfel der normalen Geistesverwirrung ist die Einführung der Diagnose Schizo-Phrenie für den einzelnen auf dem Weg zu sich selbst.“, notierte er in dem schon zitierten Essay: „Gibt es also so etwas wie Schizophrenie der Kunst? Es gibt nichts anderes. *Amen!*“

Da hat er also wieder einmal gepredigt: Dieses spitzbübische *Amen*, diese ironische

Distanzierung ist charakteristisch für den Stil Walter Vogts. Im Verlag *Nagel & Kimche* ist in den letzten Jahren eine zehnbändige Ausgabe seiner Werke erschienen. Abgeschlossen wurde sie in diesem Frühjahr mit der Neuausgabe des stark autobiographischen Tagebuchromans "Altern", der erstmals 1981 publiziert und jetzt um ein damals gestrichenes Kapitel ergänzt wurde. Gerade die Tagebuchromane lassen die Leser erleben, was Vogt mit der Formulierung meint: der Einzelne auf dem Weg zu sich selbst. Rigoros und kompromißlos, obszön und doch immer mit einem Augenzwinkern, mit entsetztem Blick und einer gelösten Heiterkeit macht der Autor sich selbst zu seiner Figur.

Entstanden sind die Tagebuchaufzeichnungen, die dem Roman „Altern“ zu Grunde liegen, 1978 und 1979 in seinem Refugium am Murtensee. Vogt war also gerade 51 Jahre alt, als er sie begann. Er erzählt alltägliche Dinge, notiert kleine Erlebnisse und Selbstreflexionen. Aus der Unmittelbarkeit des Hier und Jetzt entfaltet er die ganze Problematik seines Lebens, wandert er zurück in die vierziger und fünfziger Jahre, erzählt von seiner Pubertät, seinem persönlichen und beruflichen Werdegang, berichtet von seinem Kampf gegen äußere und verinnerlichte Normen. Schließlich setzt er sein eigenes "Altern" in Beziehung zur Natur.

Zu Beginn befremdet er die Leser damit, wie er sich seiner unmittelbaren Umgebung vergewissert, alles ausmißt, beschreibt, festhält: „Ich sitze an einem Tisch. Der Tisch ist aus Holz, mit einem gelblichen Blatt, 60 mal 80, 74 cm hoch. ...“ Ist das Ironie auf die nüchterne und allmächtige Haltung des Wissenschaftler oder Arztes, dem alles zum Objekt wird, der die Natur durch Messen und Bestimmen in den Griff bekommen und beherrschen will? Oder die Suche nach Halt, bevor er sich auf den Treibsand der Erinnerung wagt?

Beides, denn kaum einer hat wie Vogt die Erfahrung gemacht, daß alles Messen und Bestimmen nichts nützt, daß die Natur stärker ist, daß auch der Mensch, der sich so gerne über sie erhebt, wieder in sie eingeht. Außerdem braucht Vogt tatsächlich Halt, wenn er seinem Leben gegenübertritt: Schon früh leidet er unter zahlreichen Krankheiten, die sich bald zu einer - so wörtlich - "wilden, ungesteuerten, wahnsinnigen Sexualität" auswachsen, zu einem tiefen Erschrecken vor der eigenen Existenz, zu einem „grauenhaften, überwachen, schlaflosen, vollkommen verzweifelten Zustand, der eigentlich nicht zu überleben war“ und sich in einem Schub von Halluzinationen auflöst. Wie mit dem Röntgenblick spricht von seinen körperlichen und seelischen Nöten - und dann? Keine Larmoyanz, kein oberflächlicher Witz, der die Situation überspielt, sondern dieses merkwürdig nachklingende "eigentlich". Immer wieder erstaunt über sich selbst, seine "ironische Lebensweise", entwickelt er seine spröde, an die banalen Dingen des Alltags gebundene Poesie, seine "Poesie der Verlorenen".

Im Alter von 34 Jahren erleidet er, ähnlich wie in der Pubertät, einen Zusammenbruch. Danach, im Mai 1961, beginnt er zu schreiben: „Man darf es sich nicht allzu idyllisch vorstellen; Schreiben *überfiel* mich wie eine Krankheit, ein permanenter *und* in Schüben verlaufender Fieberzustand. Malaria.“ Das Schreiben wird für ihn zum Ausweg, zur Rettung - und zu einer zusätzlichen Bedrohung. Seine böse-satirischen Geschichten über die Klinik und die Ärzte "Husten" (1965) und "Wüthrich" (1966) lösen einen Skandal in der Schweizer Ärzteschaft aus. "Der Herr ist dein Arzt" heißt es im Roman "Wüthrich" spöttisch. Die Ironie des Schicksals will es, daß Chefarzt Dr. Wüthrich am Ende seiner Visite tot am Krankenbett eines Patienten zusammensackt. Als Krankenhausarzt ist er nicht mehr tragbar, kehrt zur Psychiatrie zurück

und baut eine eigene Praxis auf.

Außerdem experimentiert er mit Drogen, um seinen Halluzinationen auf die Spur zu kommen. Diese Form der „Selbsttherapie“ betreibt Vogt so lange, bis er wieder zusammenbricht. In "Vergessen und Erinnern", verarbeitet Vogt die Erfahrungen des darauf folgenden Entzugs. Das 1980 erschienene Buch setzt ein, nachdem er - auf eigenen Wunsch - aus der Klinik entlassen worden ist. Auf einer Ebene berichtet der Erzähler vom total reglementierten, entmündigenden und bedrückenden Alltag in der Psychiatrie, auf einer zweiten verfolgt er das Katz- und Maus-Spiel mit seiner Ärztin: soll er draußen bleiben, in einer Welt, die ihn überfordert, die ihm Angst macht und seine Freiheit garantiert? Oder soll er in die Klinik zurückkehren, wo er behandelt, kontrolliert und umsorgt wird, wo alles registriert wird und deshalb einen Sinn bekommt? Arzt und Patient, Wahnsinniger und Dichter - die künstlichen Mauern zwischen dem Gesunden und dem Kranken, dem Normalen und dem Abweichenden, verlaufen mitten durch ihn selbst. Zu beiden Welten - bedrohlich und heimelig zugleich - fühlt er sich hingezogen. Beide nehmen ihm aber die Luft zum Atmen. Ruhelos wird er hin und her getrieben, bis er sich schließlich entscheidet, draußen zu bleiben.

Auf "Vergessen und Erinnern" folgt der Roman "Altern". Der Fokus wird erweitert: Das ganze Leben rückt ins Blickfeld, wird in der Erinnerung festgehalten, im Erzählen geformt, erschaffen und damit auch festgelegt, „denn was aufgeschrieben ist, gewinnt ein Eigenleben; am Ende glaubt man selbst, daß es so war, wie es geschrieben steht. Erinnern, wie man es aufschreiben kann, heißt immer auch, vergessen, wie es war.“ Überall findet dieses Ich sich wieder und droht zugleich, sich zu verlieren. Die inneren Bedrohungen seiner Existenz spiegeln nur die äußeren - durch die

Eingriffe der Menschen: die bedrohte Natur, das Aussterben der Arten, Tschernobyl und Chemieunfälle in Basel. Todessehnsucht schleicht sich in den Text.

In "Schock und Alltag", dem Tagebuchroman aus seinen letzten beiden Lebensjahren, innerhalb der Werkausgabe postum veröffentlicht, schieben sich seine homosexuellen Neigungen in den Vordergrund. Schon während des Entzugs in der Klinik hatte er sich in einen jungen Patienten verliebt und erinnert die Leser in einzelnen Motiven an Thomas Manns "Zauberberg" und den "Tod in Venedig". In "Altern" nimmt seine Freundschaft zu dem jungen C. breiten Raum ein. Vogt zeigt eine geradezu eifersüchtige Gier nach Jugend, nach dem in seinen jugendlichen Freunden verkörperten befreiten homosexuellen Leben. Junge, erotische Knabenkörper werden zum „Gradmesser des Überlebens“. Zugleich wird Aids zur Metapher für den Tod, sehnt er sich nach einem positiven Testergebnis, spricht er vom Suizid „nicht als Bedrohung, eher als Ausweg aus einer ausweglosen Situation, als Lebensmöglichkeit.“

In seinem Erzähl-Zyklus "Maskenzwang", seinem letzten zu Lebzeiten erschienenen Buch, spielt Vogt mit verschiedenen Rollen, schlüpft er in verschiedene literarische Figuren, die auf groteske Weise durchleben, was ihm selbst so oder so ähnlich passiert ist. So stellt der Erzähler zu Beginn - "Travestie" - plötzlich fest, daß er eine Frau ist, schlüpft als Frau in die Rolle der "Erzählerin" und verliebt sich in einen jungen Mann. In "Spiegelung" beschreibt er, wie er als Nachfolger der Ärztin, die ihn während des Drogenentzugs behandelt hat, als Arzt in die Klinik zurückkehrt, die er als Patient verlassen hat.

Das Verhältnis zu seiner Frau und seinen Kindern, seine homosexuellen Neigungen,

seine Drogenerfahrungen - der Erzähler durchlebt eine ganze Reihe von Metamorphosen - und bleibt doch derselbe. In seinen letzten Roman - "Das Fort am Meer" - fügt Walter Vogt seine ganze Lebenserfahrung noch einmal in ein fiktives Bild: Ein Erzähler flieht vor seinem bürgerlichen Leben, seiner Frau, die sich von ihm trennen will, seinen homosexuellen Obsessionen. Er überschreitet eine innere wie äußere Grenze, gerät in ein Fort, aus dem es kein Entrinnen gibt - weder für die Wachmannschaft, noch für den Besucher. Am Ende dieses Romans steht ein sehr realer, sehr erotischer Tod: Der Erzähler wird gehenkt. Der Henker erscheint ihm als Callboy.

"Weshalb verfiel ich denn, als unbescholtener Röntgenarzt, der ich 1961 war, auf Literatur?", fragt Vogt in seinem Essay aus dem Jahr 1982, der die Antwort im Titel trägt: "Schreiben als Krankheit und als Therapie". Walter Vogt wäre am 31. Juli siebenzig Jahre alt geworden. Er kannte keine Gewißheit, spürte immer wieder eine tiefe Unruhe und berührt die Leser, wie es Literatur selten tut. Er formuliert das Erschrecken über die eigene Existenz, bannt es nicht, hält es aber aus. Bis in den Wahnsinn - bis in den Tod.

*

Haben sie es gefunden? - fragt die alte Dame, die mir den Weg gewiesen hat, als auf dem Rückweg wieder bei ihr vorbeikomme. Ich habe das Grab Walter Vogts schnell entdeckt. Keine Forsythien, keine Stiefmütterchen, kein Buchsbaum. Es wuchert grün in grün, und beinahe möchte ich die alte Dame berichtigen: es ist ein *un gepflegtes* Gemüsebeet. Kein Grabstein. Statt dessen ein Metallgitter, in dem Grün rankt und helle, ausgewaschene Steine hängen. Und Steine liegen auch zwischen den Pflanzen. Sie erinnern tatsächlich an Totenköpfe. *Es paßt doch zu ihm*, fragt die

Dame vorsichtig und scheint jetzt beinahe stolz, das Grab dieses unheimlichen Zeitgenossen in ihrer Nachbarschaft zu haben.